

(Nachdruck verboten.)

## Es lebe die Kunst!

80]

Roman von C. Viebig.

IV.

Man hätte es nicht glauben sollen, der tote Erdmann war in Mode gekommen. Herr Eugen Goedeke hatte die glückliche Idee gehabt, einen Vortrag über den so früh Dahingerafft im Litterarischen Klub halten zu lassen, mit Proben aus seinen Schriften. Der Vorschlag wurde mit Acclamation angenommen; niemand Geringerer als Eisenlohr selbst hatte sich erbotten, die Vorlesung zu halten. Er genügte einem inneren Bedürfnis, es war ihm eine schöne Pflicht, dem jungen, kongenialen Kollegen in würdiger Weise den Nachruf zu gestalten.

Der Andrang war groß, der Saal überfüllt, trotzdem man den sonstigen Eintrittspreis um fünfzig Pfennige erhöht hatte. Im Publikum bildete sich eine Legende vom „verhungerten Dichter“. Man bedauerte das arme junge Genie. Jemand hatte herausgebracht, daß ein gewisser Heider den Verstorbenen in rührender Freundschaft unterstützt und ihm liebevoll die Augen zugedrückt hatte. Wer war dieser Heider? Oh, ein äußerst talentvoller, junger Lyriker, der wunderbar schöne Gedichte geschrieben hatte! Es traf sich gut, man konnte sie gerade noch den jungen Mädchen auf den Weihnachtstisch legen.

Maier hatte alle Hände voll zu thun gehabt. Eine Ausgabe von Erdmanns sämtlichen hinterlassenen Werken sollte veranstaltet werden. Da war zu sichten und zu ordnen; Heider stand ihm dabei zur Seite. Ein Bildnis des Verstorbenen sollte das Titelblatt schmücken; der Nachruf Eisenlohns war zur Vorrede umgestempelt worden.

Elisabeth hatte Maier in voller Arbeit getroffen, als sie eines Morgens zu ihm gekommen war und ihr Stück gebracht hatte; sie wollte ihn um Rat fragen.

„Einreichen, einreichen“, sagte Maier. Er wühlte gerade in einem Haufen kaum leserlich beschriebener Blätter, zwischen durch kamen auch nur abgerissene Papierfetzen. „Ich stehe jetzt so in Arbeit mit der Erdmann-Ausgabe. Ob ich Ihr Stück drucken will?“ Er sah einen Augenblick nach ihr hin, und dann suchte er weiter. „Ja, hm, hm, das will ich schon. Wer weiß — vielleicht läßt sich später damit — sehen Sie, wer hätte gedacht, daß mit dem Erdmann was zu machen wäre?! Nun geht er!“

„Ich möchte gern wissen, an wen ich mich zu wenden habe.“ Sprach sie gepreßt und plötzlich niedergedrückt; sie hatte gedacht, Maier würde enthusiastischer sein. „Soll ich es einem Agenten übergeben?“

„Bewahre!“ sagte der Verleger rasch. „Die schneiden mir Geld. Das Geschäftliche kann ich Ihnen auch machen. Aber die Hauptsache müssen Sie selbst thun — Konnexionen, Konnexionen! Ohne Konnexion kommt man an kein Theater!“

„Auch nicht, wenn das Stück gut ist?“ fragte sie mit zuckenden Lippen.

„Dann erst recht nicht!“ Maier lachte. „Darüber wollen wir nicht sprechen, das ist ein merkwürdiges Thema. Sie kommen doch Goedeke? Wissen Sie was, der ist der Mann dazu!“

„Nein, nein!“ wehrte Elisabeth heftig ab. „Unter keiner Bedingung! Ich will keine Protektion, ich brauche keine Protektion!“ Sie warf den Kopf hintenüber, eine stammende Röte zeichnete sich auf ihren Wangen ab. „Nein, keine Protektion!“ sagte sie noch einmal ganz energisch.

„Nun, dann versuchen Sie's so!“ Maier hatte die Achseln gezuckt. „Sie können es ja erst mal der Reihe nach an die Theater versenden, aber schicken Sie gleich mehrere Exemplare auf einmal an die einzelnen Theater, hintereinander können Sie's garnicht abwarten.“

Elisabeth mußte an jenes Gespräch denken, als sie heute wartete, wartete wie alle Tage. Noch immer keine Antwort, von keinem Theater! Und es war Frühjahr geworden. Der kleine Wilhelm spielte im Sand in den Schöneberger Anlagen. Weiter hinaus hinter Plankenjäumen grünt die Stachelbeerbüsche, und an den Straßenecken boten alte Frauen Spazierthesträufchen feil, auf Tannenzweige gebunden.

Jeden Tag eine neue Knospe, ein neues grünendes Blatt; wenn das so weiter ging, war bald der Sommer da. Und immer noch keine Antwort! Elisabeth hatte einen gespannten Zug um die Mundwinkel und einen spähenden Blick in den Augen. In den ersten Wochen war das Warten leichter gewesen, da hielt die Gewißheit baldigen Erfolges stand und verkürzte die Zeit; da träumte sie die schönsten Träume, immer von der Aufführung ihres Stückes. Dann verging die Zeit schon weniger angenehm, gelinde Zweifel tauchten auf — würde das Stück auch gefallen? Mit diesen Zweifeln sich herumzuschlagen, war kein Vergnügen, sie schwirrten unheimlich heran wie Fledermäuse in der Dämmerung, ehe das Licht brennt; man mackete sich ab im Kampf gegen dies gespenstische Ungeziefer, und dann versinkt man allgemach in eine müde Resignation. Warten, warten, in Geduld warten!

Aber dann kam die dritte Periode, die schlimmste, die der verzehrenden Ungeduld. Keinen Morgen klingelte der Briefträger, ohne daß Elisabeth ihm entgegengestürzt wäre; er kam immer um 9 Uhr, aber schon lange vorher stand sie auf der Lauer. Nichts, wieder nichts! Oder nur ein paar gleichgültige Briefe. Es verletzete sie weiter gar nicht, daß ein Circular unter den bedeutenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen der Hauptstadt herumging mit der Bitte, Bild und Biographie einzusenden; es sollte ein Prachtwerk erscheinen: „Die Litteratur des XIX. Jahrhunderts“. Elisabeth Reinharz hatte man vergessen. Maier war wütend darüber; sie zuckte die Achseln, es war ihr ganz gleichgültig — sie wartete nur — — wartete immer. Nachts lag sie wach, der Schlaf floh sie beharrlich. Dann schrieb sie Briefe in Gedanken, daß sie nun endlich Antwort haben wollte, entweder, oder — dann forderte sie ihr Stück zurück. Am Tage schrieb sie die Briefe wirklich; sie bat und drängte und wurde brüsk — keine Antwort! Als hätte sie in ein noch nie erreichtes Land jenseits des Nordpols Tauben entsandt, so verflatterten ihre Briefe, wie jene, im ewigen Schweigen, in Nacht und Eis.

Es war nicht mehr zu ertragen.

Draußen schwellen die braunen Knospen mächtiger, heimliche Weiden fügen an zu duften. Heute mußte Bescheid kommen. Elisabeth hatte vom Aufstehen an ein Beben in den Knien, eine bleierne Schwere in den Gliedern, das Gefühl eines lastenden Schicksals über sich. Ihr Mann war schon um acht Uhr fortgegangen; noch eine ganze Stunde mußte sie allein sein, bis der Postbote kam. Sie wartete in fieberhafter Ungeduld und rannte wie eine arme Maus in der Falle im Zimmer hin und her. Da — endlich — jetzt klingelte es! Ein plötzlicher Schreck lähmte sie; für Augenblicke stand sie starr, die Augen weit aufgerissen — was würde er bringen, Gutes oder Böses?! Nun stürzte sie zur Thür, ihre zitternde Hand konnte kaum den Schlüssel umdrehen.

„Morgen! Zehn Pfennig Bestellgeld!“ Der Postbote hielt ihr ein Paket in Buchform hin.

Da — sie kannte das Format — ihr Stück! Zurück — — Schwindels, taumelnd erreichte sie die Stube. Sie riß die Verpackung ab, schnitt sich die Finger an dem Bindfaden blutig und fühlte den Schmerz nicht. Ein Brief lag dabei.

„Sehr geehrte Frau!“

Ich bedauere, daß am 5. Dezember vergangenen Jahres fremdlichst eingefandte Manuskript nicht annehmen zu können. Die hochinteressante Arbeit hat meinen vollen Beifall, doch ist dieselbe für mein Theater leider nicht geeignet.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Direktion.“

Weiter nichts —?! Nicht angenommen —?! Nicht einmal gesagt, wesswegen abgelehnt! Mit einer Redensart abgefunden, wie man einen verschämten Armen von seiner Thür weist, dessentwegen man sich nicht in Unkosten stürzen will.

Elisabeth lachte bitter. Es stieg ihr etwas in die Kehle, bis auf die Zunge, das schmeckte wie lauter Galle. Oh, diese Enttäuschung, diese schreckliche Enttäuschung! Darum hatte sie also gehofft, geharrt wie ein Narr, monatelang?! Deswegen nicht arbeiten, die Gedanken nicht konzentrieren können?! Ja, ja, Narr, Narr, dreimal Narr!

## Sonntagsplauderei.

Was würde Wilhelm sagen? Er war so gewiß, so sieges-  
sicher, er hatte das Stück gelesen und war begeistert. „Es  
kann ja garnicht anders sein,“ hatte er gesagt, „es muß gleich  
angenommen werden!“

Ja, angenommen! Ihr Gesicht verzerrte sich in Schmerz.  
Das wurde nie angenommen, nie: Das war schlecht, das  
war erbärmlich! Warum redete Wilhelm ihr so etwas vor,  
er that es doch nur, um sie zu beruhigen. Hätte er lieber  
das Gegenteil behauptet, die Enttäuschung wäre nicht so  
fürchtbar gewesen. Eine zornige Lust überkam sie, mit ihm  
zu schelten. Sie wollte ihn nach, hin auf die Bank, ihn —  
ja, was wollte sie denn eigentlich?! Wie zerbrochen sank sie  
auf den nächsten Stuhl. Sie weinte sich die Augen rot und  
ging umher, als sei ihr das Liebste gestorben; sie brachte  
die Stunden hin in dumpfem Brüten, bis er endlich  
wiederkam.

Sie sprach mit ihm, als habe er sie persönlich beleidigt.  
„Du hast auch gesagt, mein Stück wäre gut, und nun, nun  
— es ist zurück — lies da!“ Sie reichte ihm den Brief.

Er las ihn und legte ihn dann wieder in dieselben Kniffe.  
Sie starrte ihren Mann an — nicht einmal seine Gesichts-  
farbe hatte sich verändert, er war nicht rot und nicht blaß  
geworden, und er lachte. Er konnte lachen?!  
„Und Dein Stück ist auch gut!“ sagte er dann und  
streichelte ihr sanft die Wange. „Ich kenne Dich ja gar nicht  
mehr! Was hat das zu bedeuten — eine abschlägige Ant-  
wort?!“

„Ich habe keine Hoffnung mehr,“ sagte sie tonlos und  
senkte den Kopf immer tiefer und tiefer.

„Was ist denn aus Dir geworden?!“ Eine plötzliche  
Ergriffenheit sprach aus seiner Stimme. „Das Warten hat  
Dich nervös gemacht. Wer weiß, morgen schon schreibt viel-  
leicht ein anderes Theater, und nimmt es an. Elisabeth, ich  
weiß es“ — nun war es wirklich keine trostreiche Redensart  
mehr, er sprach aus innerster Ueberzeugung — „ich weiß es  
gewiß, Du wirst siegen! Mut, nur kurze Zeit noch Mut!“  
Er sprach so herzlich und sah ihr so innig in die Augen; sie  
schöpfte noch einmal Mut — für kurze Zeit.

Als hätten sie sich alle mit einander verschworen, so  
kamen nun die Antworten der Theater ein. An fünf hatte  
man's geschickt, fünf schickten's auch wieder zurück. Die  
Begleitbriefe waren mehr oder minder freundlich, Redens-  
arten ohne Belang: wie „bedauert sehr, mit Stücken über-  
häuft zu sein“, „leider an eine Aufführung wegen des überaus  
modernen Sujets nicht zu denken“, „ein schönes Versprechen  
für die Zukunft, falls die geschätzte Autorin andere Wege ein-  
schlägt“, und so weiter.

Der eine schrieb kurz, der andere länger; es kam alles  
auf dasselbe heraus: zurück!

Elisabeth las die Briefe nicht zu Ende, nur immer die  
ersten Worte, dann hatte sie genug. Sie war krank, nicht  
nur seelisch, auch ihr starker Körper wollte nicht mehr Wider-  
stand leisten; dieses Warten, dieses monatelange Harren hatte  
die Nerven aufs äußerste angespannt, nun rissen die Fäden.  
Nun begriff sie Erdmann — ein Erfolg, nur ein Erfolg, dann  
wird man wieder gesund.

Sie schleppte sich am Arm ihres Mannes zu Maier;  
konnte der denn nicht helfen? Sie ging allein in sein Bureau;  
Ebel wartete unten, er mischte sich grundsätzlich nicht in ihre  
litterarischen Besprechungen.

Er wartete lange. Immer hin und her marschierte er  
auf dem Trottoir. Frühlingssonnenschein spielte auf den  
grauen Steinen und vergoldete sie; da war nichts mehr von  
Wintertrübe und Winterraueheit in der Luft, so ein warmes,  
kinder Behen kam gezogen und umschmeichelte das Herz mit  
sanftem Flügelschlag. Ebel fühlte es, es frömte plötzlich  
ganz in ihn über mit einer zauberhaft schnellen Freudigkeit.  
Machte es das Grün in den Vorgärten, das rosige Blühen  
der kleinen Mandelbäume? Im Getriebe des Alltags, in  
den täglichen Sorgen, im Gram seiner Häuslichkeit, in den  
getäufchten Hoffnungen hatte dieses Gefühl oft entschwinden  
wollen, in der letzten Zeit glaubte er es völlig fort; nun war  
es wieder da.

Er sah sehnsüchtig nach den Fenstern — wenn sie doch  
jeht herunterkäme! Ja — wie eine Eingebung kam es über  
ihn — sie mußte fort von hier, fort aus diesen durchlärnten  
Straßen, den hohen Häusern, diesem Stein- und Menschen-  
meer, hinaus in Lust und Sonne. Sich in irgend einen  
Waldwinkel vergraben, nichts von der Welt mehr wissen, nur  
sich geliebt fühlen — das mußte ihr gut thun!

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmalswesen Berlins hat diese Woche eine umwälzende  
Neuerung erfahren. Schon seit längerer Zeit gewahrt man in  
aristokratischen Kreisen mit betrübtem Jorn den verhängnis-  
vollen Zug zum Demokratischen, der auch die Verfeinerung  
und Verzerzung mit Tod abgegangener Personen befallen hat.  
Früher wurden bei uns ausschließlich Fürstlichkeiten und höhere  
Offiziere gedenkmalt, erstere zu Pferde, die anderen zu Fuß.  
Dann drängten sich zivilistische Staatsmänner ein, es kamen Dichter  
und Wissenschaftsleute, die Nationalpoeten ohne Unterleib in Victoria-  
park und die namenlosen Brüdengelehrten, die zur Strafe für ihre Studier-  
stubenzurückgezogenheit in alle Ewigkeit verflucht sind, den Passanten-  
verkehr zu zählen. Selbst das Fürstendenkmalmonopol stieg von seiner  
Höhe: dadurch, daß in der Märkerstraße am Tiergarten die steinernen  
Gäste zu wimmeln begannen, wurde nicht nur anschaulich hewiesen,  
wie zahlreiche Menschen sich mit der Zeit zur Landesvaterschaft be-  
kennen, sondern die dargestellten weiland regierenden, höchstseligen  
Herren wurden, neben einander gedrängt, selbst Volk, Masse, Nummer.

Jetzt hat sich nun die Demokratisierung des Denkmalswesens voll-  
endet: Berlin hat den ersten marmornen Parlamentarier — der  
Althand zählt nicht mit und der Waldeck steht schonend auf einem  
alten Kirchhof —, einen Parteiführer, noch dazu einen radi-  
kalen, der unbarmherzig Schulze heißt, einen Plebejer des Stimms-  
rechts, der freilich dadurch mildere und abelnde Umstände erworben  
hat, daß er von Socialdemokraten leidenschaftlich bekämpft worden und  
Genossenschaften gegründet hat.

Der Sinn, wenn nicht für's Große so doch für's Groß-  
artige reißt bei uns neuerdings ein. Für einen königlichen  
Pferdestall z. B. wird als decoratives Vorspiel eine Dar-  
stellung der Prometheusgeschichte gewählt; nach neueren Forschungen  
scheint der frevelnde Götterfeind das Feuer nur zu dem  
Ende gestohlen zu haben, um es in die Seelen aus-  
erwählter Säule zu pflanzen. So hätte man meinen sollen,  
daß auch für den Beginn einer civilistisch-parlamentarischen  
Denkmalsära, für das erste Monument der modernen Politik ein  
bühnen Großartigkeit aufgewendet worden wäre. Als Gegen-  
stück zu der absoluten im Tiergarten wäre eine kon-  
stitutionelle Sieges-Allee nicht übel, auf der sich die  
parlamentarischen Schlachtendenker, die darum keine Schweiger  
zu sein brauchen, gefellen; und ein Schulze-Delisch, der 1848  
in der Berliner Nationalversammlung die „bankrotte Firma“ der ab-  
soluten Monarchie dadurch zu kennzeichnen bemüht war, daß er die  
Streichung „von Gottes Gnaden“ aus der Einleitung der Verfassung  
herbeiführen half — Brangel radierte den Strich dann wieder aus — ein  
Schulze-Delisch wäre ein recht geeigneter Anfang einer verfassungsmä-  
ßigen Denkmalsstraße, wenn auch die Köpenickerstraße für solche Zwecke  
nicht ganz geeignet sein möchte. Indessen man hat in den Ordnungswä-  
chterphären nicht ohne Grund befürchtet, daß, wenn man erst  
einmal der Politik eine Gasse zur Verfügung stellt, es kein Auf-  
halten mehr giebt: mit kleinem fängt man an, mit einem  
Schulze, und mit Lassalle und Karl Marx hört man  
auf. So begnügte man sich, das Schulze-Denkmal als  
ein künstlerisches Verkehrshindernis in das Straßengewürde des  
östlichen Berlins, da wo es am östlichsten ist, einzuklemmen, viel-  
leicht in der stillen Hoffnung, daß es bei irgend einer umfangreichen  
Entgleisung wieder in Straße gehen könne. Auch sonst wußte man  
wohl, was man einem solchen Denkmal schuldig sei: Zur Ein-  
weihung erdient als Vertreter des Reichskanzlers der Ver-  
fasser der Denkschrift zur Zuchthausvorlage. Und sogar ein  
militärischer Delegierter soll in der Ferne zugegen gewesen sein:  
ein bettelnder Kriegsinvalide.

Die ruhmreiche Vorgeschichte dieses Denkmals ist bekannt. Wie  
Heine mußte Schulze jahrelang obdachlos umher irren; er konnte  
keinen Platz finden. Gegen jeden Ort, den das Komitee vorschlug,  
wurde geltend gemacht, daß das Denkmal ja bei solchem Stand  
gesehen werden könnte. Schon ging man mit dem Plane  
um, sich mit einer Büste in irgend einer „Rotunde“ zu  
begnügen, da wurde endlich jene östliche Straßenzugung bewilligt, wo  
Schulze nun so lange stehen bleiben mag, bis die Bau-polizei ent-  
deckt, daß dies Denkmal eine Verherrlichung der Revolution dar-  
stellt, und die Beseitigung aus Sicherheitsgründen anordnet.

Alle diese noblen Blige der Zeitgeschichte lemt man; was aber  
bisher nicht in die weitere Öffentlichkeit gedrungen, ist die denkwür-  
dige Vorgeschichte der Ansprache, die Herr Kirchner bei  
der Einweihung gehalten. Wollt Ihr sie hören?

Der ungeweihte Oberbürgermeister Berlins fand bei seiner  
jüngsten Rückkehr aus dem Ferienurlaub den magistratischen Adressen-  
schreiber Vertram in seiner Wohnung wartend vor, denselben, der zur Zeit  
als erster Sachmann auf dem Gebiet des byzantinischen Hoch- und Höchst-  
deutsch gilt. Herr Vertram erinnerte den Unbefähigten an die be-  
vorstehende Denkmalsweihe, setzte ihm auseinander, wie heikel diese  
Angelegenheit sei, angesichts der revolutionären, ja sogar antimonarchi-  
schen Vergangenheit Schulzes. Man müsse alles vermeiden, was an die  
Politik erinnere, sich ausschließlich an den Gründer der Genossenschaften  
halten und besonders scharf betonen, daß die Blüte dieser Organisation  
gar nicht denkbar sei ohne das höhenzollerisch geeinigte Reich. Herr  
Vertram hatte das Concept für die Bürgermeisterrrede gleich mit-  
gebracht: Schlichte bürgerliche Tugenden, Selbsthilfe, aus eigener  
kraft, Fleiß, Treue, Sparsamkeit, Deutschthum — so hatte Vertram

den alten Achtundvierziger wie einen fünfundzwanzigjährigen, Hoflieferantischen Geschäftsjubiläum tugendlich und umsturzzeichenfrei gefeiert.

Herr Kirchner aber hatte die Ausarbeitung des Stadtschulrats mit lebhafter Geberde zurückgewiesen. Er solle sein Manuscript nur mitnehmen, er selbst werde eine Rede ausarbeiten, eine Rede — eine Rede — eine Rede!! Vertram war ob des Eifers des Bürgermeisters ganz verduzt, lächelte aber bald wieder, verabschiedete sich und ließ sein Concept zurück. Der Bürgermeister jedoch arbeitete in der Nacht diese Rede aus:

Bürger!

Als ein Wahrzeichen in feiger Zeit gelte dies Denkmal! Nicht soll es uns den rührigen Geschäftsmann zeigen, den Mann der Genossenschaften, sondern den trotzig aufrechten Gegner des absoluten Regiments, den Vorkämpfer der Souveränität des Volkes.

Man weigert uns die Ehrgung der Märzgefallenen, denen wir doch alles verdanken, nun wohl: auch an diesem Mann, an diesem Marmor können wir die Unbeugbarkeit der Gesinnung lernen. Der Mann, für den nur hier in diesem Winkel ein Platz war, wollte lieber ein Winkelkonsulent von Volkes, als ein Justizrat von Hofes Gnaden sein. Für Recht und Freiheit stritt er, ein Feind der Knechtlichkeit wie der Mystik des Absolutismus.

Was Schulze-Deilisch erstrebt, ist heute nicht erreicht. Die Zeit, die wir in den Märzstürmen für ewig verweht hielten, wird wieder lebendig und wirkt gepeinigend. Das Bürgertum ist satt und schlaff geworden, es beugt den Nacken unter jede Gewalt, es ist beglückt über die Fußtritte, die es empfängt, sofern nur von den Sohlen der Tretenenden ein wenig Gold abfällt. Der Wille der sich selbst verwaltenden Bürgerschaft wird zum Spott. Wider den Geist der Verfassung werden die Erwählten der Stadt an der Ausübung ihres Amtes gehindert und das Oberhaupt des Magistrats ist nur noch ein Zielpunkt der Witzlinge und Zerrbildner.

Lernen wir an diesem Denkmal, uns auf unser Recht und unsere Pflicht zu bestimmen. Ernesen wir den ganzen finsternen Ernst unserer Lage, und sorgen wir, daß, wenn einmal dem Bürgertum der politische Tod beschieden sein soll, wir wenigstens mit Würde zu sterben wissen, nicht im spottenden Gelächter unserer Unterdrücker und verachtet von denen, die aus der Tiefe heraufsteigen, die nützig über Opfer und Leiden, verleumdet und gehetzt, den Weg zur befreienden Herrschaft schreiten. Lassen wir uns nicht zermalmen zwischen dem alten Feudalstaat und dem andrängenden Proletariat. Ringen wir um das Recht des selbstbewußten, unabhängigen Bürgertums, furchtlos, wahrhaftig, opferwillig — sei es zum Siege oder zum Untergang in Ehren!

Das sei unser Gelöbniß bei unserer Denkmalsweihe: „Für Freiheit und Bürgertum aufrecht alle Zeit!“

Als Herr Kirchner diese nächtlichen Phrasenphantasien niedergeschrieben, ging er mit den Hochgefühl eines Helden zu Bette. Am Morgen darauf las er seine Weiherede noch einmal, erstaunte und schloß den löstlichen Schatz in das tiefste Geheimfach seines Schreibtisches. Als er dann nach ein paar Tagen in eine Droschke stieg, um zur Denkmalsentheilung zu fahren, hielt er das Manuscript in fester Hand, versteht sich: das Manuscript des — Herrn Vertram.

Joe.

Die Fabrikantengattin, deren Brief über die Dienstubenfrage wir am vorigen Sonntag veröffentlichten, beschwert sich bitterlich bei uns. Mit dem Vertrauensbruch, durch den ihre diskreten Mitteilungen in die Oeffentlichkeit gekommen seien, könne sie sich schließlich noch ausöhnen. Unverzeihlich aber sei die hekerische und verleumderische Art und Weise, wie wir die Bildung der besitzenden Klassen bloßzustellen versucht hätten, indem wir eine Fabrikantengattin falsches Deutsch reden ließen: „Sprache mit dem Ministerialdirektor“ — so soll eine Fabrikantengattin an ihren Ehemann geschrieben haben!

Wir erklären feierlich, daß die gnädige Frau in der That die korrekte Form „s p r i c h“ gebraucht hat, daß wir aber nicht in böser Absicht ihren gebildeten Stil verfälscht haben. Der Druckfehler-Serenissimus hat seine eigenen grammatikalischen Anschauungen, und denen muß sich schließlich auch eine Fabrikantengattin unterwerfen. D. D.

### Kleines Feuilleton.

**Ik. Im botanischen Garten.** Seit die Tage des Botanischen Gartens gezählt erscheinen, hat er sich eines gesteigerten Besuchs — fast möchte man sagen — von Leidtragenden zu erfreuen, die immer wieder und wieder die wissenschaftlichen Wege durchwandern, um die teils landschaftlichen, teils wissenschaftlichen Schönheiten des Parks aufzusuchen. Sehr deutlich macht der gesteigerte Besuch sich geltend, seit die nach dem grünen Strand der Spree verlegte Beherrscherin des Amazonasstromes, die prächtige *Victoria regia*, der Reihe nach ihre imposanten Blüten und noch imponierenderen Blätter entwickelt. Unter lebensgefährlichem Gedränge sollen die Besucher sich am Eingange des kleinen Nondelhäuschens gestaut haben, das in einem centralen Bassin die mächtige Pflanze beherbergt.

Mehr Wirkung, als die inmitten des Bassins doch zu weit entfernt bleibenden, großen Seerosen ähnlichen Blüten, üben auf die meisten Beschauer die riesigen Blätter, die den größten Teil des Bassins bedecken und mit den plötzlich nach oben umgelenkten Nändern einen sehr fremdartigen Eindruck hervorbringen, dem in der heimischen Flora nichts an die Seite gestellt werden kann. Gegenwärtig hat man eins der Blätter umgewendet und verkehrt auf den Wasserpiegel gelegt. Auf diese Weise ist die außerordentlich derbe Nervatur des Blattes den Blicken zugänglich, und man begreift, daß diese Blätter schwere Wasservögel und anderes Getier mit Leichtigkeit tragen können. Die ganze Unterseite der Blätter und auch die „aufgekrepelten“ Nänder sind dicht mit starken Stacheln besetzt, die jedenfalls den Zweck haben, den Bassirtieren den Appetit auf die Blätter zu verleiden und das Erklattern der Blattoberflächen zu erschweren. Die *Victoria regia* ist ein ausdauerndes Gewächs, im botanischen Garten wird sie jedoch als einjährige Pflanze behandelt und alljährlich frisch aus Samen gezogen. Der Grund dieser Maßregel liegt in der großen Schwierigkeit, die ausgewachsene Pflanze in unseren Breiten durch den Winter zu bringen. Man soll dabei mehr Mühe haben, wie bei der jährlichen Neuzüchtung der Pflanze.

Am Rande des Wasserbeckens steht in mehreren äppigen Exemplaren eine durch die Schönheit ihrer langgestielten und hoch über den Wasserpiegel ragenden Blätter, deren Stiele in der Mitte der Blattunterseite auffigen, auffallende Pflanze — die Lotusblume der Alten, die in den ägyptischen und indischen Flüssen heimisch ist, und den Ägyptern und Indern heilig war. An unseren Exemplaren bemerken wir eine Anzahl der eßbaren Früchte.

Wenden wir uns auf die dem Wasserbecken abgewendete Seite des Beiges, so finden wir auf der Sandsteinbalustrade in geringen Abständen niedrige aber breite Blumentöpfe mit einer feinstrauchigen feinstblätterigen Pflanze, die außer durch die äußerst zierlichen Fiederblättchen auch durch die kugelförmigen rötlichen Blütenstände auffällt. Dies ist die vielleicht interessanteste Pflanze des Gartens. Fehlt ihr auch die Wucht der *Victoria regia*, der gegenüber sie nur wie ein Zwerg erscheint, so beweist sie doch durch ihre außerordentliche Reizempfindlichkeit, daß sie im Pflanzenreich einen hohen Rang einnimmt. Von der Sinnpflanze, denn um diese handelt es sich, hat wohl schon ein jeder einmal gehört, aber verhältnismäßig nur wenige haben die Gelegenheit bemerkt, im *Victoria regia*-Hause — wo sie alljährlich ausgestellt ist — ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Die Sinnpflanze (*Mimosa pudica*) gehört zu dem tropischen Geschlecht der Mimosen und ist mit den Akazien verwandt, deren mit gelben Blütenbüscheln besetzte Zweige im Frühjahr von den Blumenverkäuferinnen in den Berliner Straßen feilgeboten werden. Eine Anzahl Mimosen besitzen die Eigenschaft, daß die zarten Fiederblättchen, wenn sie gereizt werden, sich zusammenlegen und die Blattstiele sich herabsenken, so daß die ganze Pflanze dadurch ein anderes Aussehen erlangt. Bei der Mimose im *Victoria*-Hause genügt das bloße Vorbeistreichen der Passanten, um die Blätter auf der Seite des Beiges sämtlich in diese sogenannte Schlafstellung zu bringen, so daß es aussieht, als ob die kleinen Sträucher auf der einen Seite verwehlt wären. Wir berühren eins der Blättchen ganz leicht mit der Fingerspitze, sofort beginnen die einzelnen Blattpaare sich von der berührten Stelle an hintereinander der Reihe nach zusammenzufalten; das Gleiche geschieht an den benachbarten Fiederreihen desselben Blattstiels, und nachdem sämtliche Blättchen sich gefaltet haben, senkt sich der Stiel des ganzen Blattes mit einem Male nach unten. Schütteln wir die Pflanze leicht, so wiederholt sich der Vorgang mit einem Male an sämtlichen Blättern.

An der Stelle, wo der Blattstiel dem Stengel eingefügt ist, bemerken wir eine Verdickung des ersten, die man Gelenkpolster nennt. Im normalen Zustande sind die Zellen dieses Polsters straff gespannt, so daß sie das Blatt in der richtigen Lage halten können. Wird dagegen ein Reiz gegen die Pflanze ausgeübt, so verliert die eine Seite des Gelenkpolsters, nachdem der Reiz durch das Protoplasma der Zellen bis dorthin weiter fortgepflanzt worden ist, sofort ihre Spannkraft, die Zellen dieser Seite geben einen Teil ihres Inhalts an benachbarte Zellen ab, werden dadurch schlaff und die Folge ist, daß der Blattstiel mit den Fiederblättchen abwärts sinkt. Ähnliche Verhältnisse haben vorher schon das Zusammenfallen der Fiederblättchen bewirkt. Wird die Pflanze der Ruhe überlassen, so füllen sich die schlaffen Zellen wieder, nehmen ihre frühere Straffheit wieder an und heben in demselben Verhältnis das Blatt wieder in die Höhe. Die Reizbarkeit der Mimose kommt ihr in vielen Fällen zu statten. Das Zusammenfallen der Blätter bedingt eine erhebliche Verfeinerung der Oberfläche der Pflanze, die ihr bei starken Regengüssen, Windstößen u. ebenso von Nutzen ist, wie beim Sonnenbrande. Man nimmt auch an, daß Tiere, welche die Blätter der Mimose abzupressen beginnen, durch die plötzlichen Faltungsbewegungen derart erschreckt werden, daß sie sofort von der Pflanze ablassen. —

### Kulturgeschichtliches.

— Der Kaufmannsstand im Mittelalter. Wie noch heutzutage der Handel in drei verschiedene Betriebsarten, den Groß-, Klein- und Hausierhandel zerfällt, so zeigt auch das Mittelalter in ähnlicher Weise vorzüglich drei verschiedene Arten von Händlern: den Kaufmann, den Krämer und den Hölzer. Der Kaufmann ist als Großhändler anzusehen, brauchte aber trotz seiner Bezeichnung durchaus nicht immer Berufskaufmann zu sein. Auch

betrieb er nicht immer Comptoirgeschäfte, sondern zog von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, von einer Messe zur andern, von einem Handels- und Stapelplatz nach dem andern. In den Bereich seiner Thätigkeit fiel hauptsächlich der Handel mit Getreide, Salz, Wein, Gewürzen, Fischen, Pelzwerk und Luchern. Bei ihm, dem Großkaufmann, versah sich der Krämer, der einen offenen Laden oder auch nur eine Bude auf dem Markte hatte. Von hier aus versorgte er die städtische Bevölkerung im kleinen außerhalb der Jahrmärkte und Märkte. Seine Artikel gehörten zum „Kramgut“, dessen Grenzen nicht allzu scharf gezogen waren. Er handelte mit Gewürzen und Luchern, aber ebenso gut auch mit Eisenwaren und Handwerkszeugnissen, nur mußten diese auswärtigen Produktionsorten entstammen. Der Höler endlich hatte den Kleinhandel mit Lebensmitteln, Fettwaren, Landesprodukten. Bei ihm kaufte man Butter und Käse, Speck, Fische, Geflügel, Wild, Salz, Thee und dergleichen mehr. Im Laufe der Zeit bildeten sich neben diesen Hauptvertretern noch besondere Geschäftskreise aus, die sich im Handel auf einen bestimmten Zweig beschränkten. Die Vertreter solcher sind ja nach dem Umfange ihres Geschäfts bald mehr zur Klasse der Kaufleute, bald mehr zu der der Krämer zu rechnen. Hier ist in erster Linie zu nennen der Gewand-, Schneider, d. h. der Tuchhändler. Dieser Handelsmann trat auswärts in der Fremde gewiß oft als Großhändler auf; wenn er sich aber nicht auf Reisen befand, sondern daheim im Laden seine Ware ellenweis ausschmühte, mußte er sich als schlechter Krämer zufrieden geben, der, ansässig wie er war, nicht einmal über das Reichthum seiner Stadt hinausgehen pflegte. Das gleiche gilt vom Leinwandhändler, vom Eisenkrämer, vom Häutehändler, vom Pferdehändler, vom Aschenhändler, vom Holzhändler, vom Gärtner und vom Brautuch. Ähnlich verhielt sich die weitere Gliederung in der Hölerlei. Hier sehen wir auftauchen Gänsehöler, Sped-, Schneider, Butterhändler, Fisch- und Wildhändler, in süddeutschen Städten auch Eier-, Senf-, Heu-, Mehl-, Obsthöler. Nicht immer sind unter solchen Leuten städtische Kleinhandwerker zu verstehen, sondern auch Landbewohner, die mit ihren Erzeugnissen zu Markte kamen. Zu den Hölern gesellte sich dann als weiterer Vertreter des Kleinhandels der Altshändler. Dieses Gewerbe betrieben vorzugsweise Kleiderhändlerinnen; doch auch Kesselflicker, die oft zugleich auch Kesselflicker waren, stellten einen großen Teil. In Straßburg wurde für die Altgewänder oder Gremper schon im vierzehnten Jahrhundert eine Ordnung erlassen. Dies erschien ihm so notwendiger, als sich dort auch Obstgremper, Käsegremper und andere fanden, die Gremper überhaupt den Handel mit „essenden Speisen“ in die Hand zu bekommen suchten. Zuletzt tritt der Hausierer, der Kleinhändler im kleinsten Maßstabe, in die Erscheinung. Wenigstens in norddeutschen Städten ist er nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert nachweisbar. —

**Psychologisches.**

a. Neue experimentelle Forschungen zur Psychologie des Traumes. Es giebt keinen Schlaf ohne Traum, das ist das Resultat der Forschungen, die der französische Gelehrte Baskide in der Pariser Académie des Sciences vortrug. Seit mehr als fünf Jahren hat er 36 Personen im Alter von 1 bis 80 Jahren beobachtet und selbst seine eigenen Ergebnisse durch 46 andere Personen kontrollieren lassen. Seine Methode bestand darin, die Versuchspersonen jede Nacht zu beobachten und sorgfältig aus größter Nähe die Aenderungen der Physiognomie, die Gesten, die Bewegungen, ebenso alles, was mit lauter Stimme im Traume gesprochen wurde, und die Träume, die ihm von den Personen mitgeteilt wurden, festzustellen, indem er jedesmal die Tiefe des Schlafes nach den bekannten Methoden bestimmte. Er kommt in der Hauptsache zu folgenden Schlüssen. Man träumt während des ganzen Schlummers und selbst, wenn der Schlummer am tiefsten ist, so daß er nahe an Ohnmacht grenzt. Der wahre seelische Zustand des Schlafes wie das wahre Leben der Träume enthüllt sich erst dann, wenn der Schlummer tief wird. Alsdann tritt das Unbewußte in Thätigkeit. Die während des tiefen Schlummers vorkommenden Träume enthüllen die Stappen und die Exitszen dieser unbewußten Gehirnarbeit, der wir oft die Lösung von Problemen verdanken, die uns seit langem beschäftigen, und die plötzlich fertig sind, wie durch ein Wunder. Die Träume des tiefsten Schlafes haben einen ganz anderen Charakter, als die andern. Das „Traumchaos“ sowie die „Erinnerungsstücke“, von denen man gesprochen, fehlen in den wahren Träumen fast völlig, die vielmehr von einer gewissen unbewußten Logik, von der Aufmerksamkeit und dem Willen geleitet zu sein scheinen. Man könnte diesen geistigen Zustand mit der unbewußten Arbeit im wachen Zustande vergleichen.

Eine enge Beziehung besteht zwischen der Natur der Träume und der Tiefe des Schlafes. Je tiefer der Schlaf ist, umso mehr betreffen die Träume eine weiter zurückliegende Zeit unferes Lebens und umso mehr entfernen sie sich von der Wirklichkeit. Umgekehrt, je leichter der Schlummer ist, desto mehr erscheinen die Erlebnisse der jüngsten Zeit, desto mehr spiegeln sich in den Träumen die Beschäftigungen und Empfindungen des vorhergehenden Tages. Diejenigen, die nicht träumen, oder vielmehr behaupten, nicht geträumt zu haben, unterliegen einer psychischen Täuschung. Sie erinnern sich nicht und bemerken nichts, weil sie sie gewöhnlich nur während des Einschlummerns oder beim Erwachen beobachten, und bei gewissen Personen gehen diese Phasen so schnell vorüber, daß sie vollständig der

Aufmerksamkeit entgehen. Die Träume von mittlerer Intensität beharren mehr im Bewußtsein und sind zusammenhängender, während die energicheren Träume schnell wieder verschwinden. Die intensiveren Träume charakterisieren das Erwachen und die dem Schlummer vorausgehende Zeit. Die Kinder im niedrigen Alter beginnen mit lauter Stimme zu träumen. Diese „Träume mit lauter Stimme“ lauten in Uebereinstimmung mit denen, die man bei plötzlichem Erwachen oder wenn man unvermittelt geweckt wird, hat. Baskide schließt seine Ausführungen mit dem nochmaligen Hinweis darauf, daß das Gehirn ununterbrochen in Thätigkeit ist und wir beständig im Schlafe träumen. Der Schlaf wäre nicht „ein Bruder des Todes“, wie ihn Homer bezeichnet, sondern im Gegenteil „ein Bruder des Lebens“. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

a. Wirkung des Wassers auf Kulturpflanzen. Der Agrulturchemiker Adolf Mayer hat die für alle Arten der landwirtschaftlichen Betriebe wichtige Frage genau studiert, wie sich das Vorhandensein größerer oder geringerer Wassermengen bei der Entwicklung von Kulturpflanzen geltend macht. Er ließ die Pflanzen in guter, fruchtbarer Erde und sonst gleichen Bedingungen wachsen und erhielt als erstes Resultat die Thatsache, daß in nassen Jahren viel Stroh und wenig Körner, in trockenen umgekehrt geerntet wird. Ferner fand sich, daß die in einem nassen Jahr reisenden Pflanzen später zur Reife gedeihen. Sehr viel Wasser macht die Pflanze bleich und begünstigt die Breitenentwicklung der Blätter. Das größte Feuchtigkeitsbedürfnis von allen Getreidearten hat der Hafer, dann kommt der Weizen, dann der Roggen, dann Gerste. Am günstigsten liegen die Verhältnisse für Hafer, wenn er 90 Proz. der Feuchtigkeit erhält, die er überhaupt aufnehmen kann, für Weizen liegt dies Verhältnis bei 80 Proz., für Roggen bei 75 und für Gerste bei 62 Proz. —

**Humoristisches.**

— Vorsichtig ausgedrückt. Weit Spähle ist wegen Körperverletzung an seinem Nachbarn Tobias Mäusle verurteilt worden. Er ist wütend, denn nach seiner Ueberzeugung hat Mäusle als Zeuge in der Verhandlung falsch geschworen. Zu gern möchte er ihm das vor der ganzen Gemeinde ins Gesicht sagen. Um aber nicht wieder in Strafe zu kommen, geht Spähle zuerst zu seinem Anwalt in die Stadt und fragt diesen, ob er den Mäusle einen meineidigen Lumpen heißen dürfe.

„Um Gotteswillen nicht!“ sagt der Rechtsanwalt. „Sie dürfen höchstens behaupten, Mäusle habe eine objektiv unwahre Thatsache mit seinem Eide bekräftigt!“

Am nächsten Sonntag — das Wirtshaus ist gesteckt voll — tritt Spähle mit kirchrotem Kops und triumphierend auf Mäusle zu. „So“, schreit er und zieht sein Notizbuch heraus, „jetzt weiß i', was i' zu Dir sage derf! Du hascht a' objektiv unwahre Thatsach' mit Deim' Dib bekräftiget — Du meineidiger Lump, Du meineidiger!“ —

— Der verwunderte Papi. Papi: „Du, Papa, was sind denn das für Tierchen?“

Papa: „Das sind Ferkel!“

Papi: „O, die sehen aber ganz anders aus wie ich!“ —

(„Fitzg. Bl.“)

**Notizen.**

— Ein neuer zweibändiger Roman von Wilhelm von Polenz, „Thella Lüdelind“, wird in diesem Herbst ausgegeben werden. —

— Die deutsche Ausgabe von Strindbergs Drama „Nach Damaskus“ erscheint nächstens bei E. Pierow in Dresden. —

— „Ein Gastspiel“, Komödie in vier Akten von Ernst von Wolzogen und Hans Olden ist für das Deutsche Theater erworben worden. —

— In der Berliner Legation hat man in diesem Jahr eine feuchentartige Erkrankung der Lilien beobachtet. Der größte Teil aller Lilien ist hier kurz vor der Blüte abgestorben. Weber Angriffe durch die Made des Lilienkäfers, noch der zuweilen auf Lilien vorkommende Kospilz genügen zur Erklärung dieser Erscheinung, die wahrscheinlich auf einem besonderen Krankheits-erreger beruht. —

— Bei der preussischen Hauptstation des forstlichen Versuchswesens zu Eberswalde wurde eine mykologische Abteilung eingerichtet. Die Aufgabe dieser Abteilung ist das Studium der dem Walde schädlichen und nützlichen Pilze. —

— Der Reiskonsum in Frankreich hat von 1875 bis 1895 um 34 Millionen Kilogramm zugenommen. —

— Der schnellste Zug Europas ist der Blitzzug von Paris nach Amiens, der die Strecke von 130 Kilometer in einer Stunde und 21 Minuten zurücklegt, also 95 Kilometer in der Stunde. —

— 80 bis 150 Personen werden in Frankreich jährlich durch den Bliz getötet. Auf die Verggengenenden entfallen dabei viel mehr Anfälle, als auf die Küstenstriche und auf Paris. Hier kommt nur 1 Fall auf 92 000 Einwohner, in der Manche nur 1 auf 29 414, in der Lozère dagegen 1 auf 1363 und in den Niederalpen 1 auf 1454 Personen. —